

Mehrsprachiges Europa. Festschrift für Michael Wendt zum 60.

Geburtstag

Dagmar Abendroth-Timmer und Gerhard Bach (Hrsg.)

Tübingen: Narr, 2001, ISBN 3-823-35856-1, € 44,99

Rezensiert von Jochen Zwick, Cambridge

Dieser Sammelband bietet einen ausgezeichneten Überblick über wichtige aktuelle Trends in der Fremdsprachendidaktik mit Bezug auf das Regelschulwesen. Er umfasst theoretische Grundsatzpositionen, praktische Fallstudien und empirische Untersuchungen zur Mehrsprachigkeit in der Schule unter Berücksichtigung des Englischen als Lingua Franca und der Migrantensprachen. Auch wird das Konzept der „Sprachfenster“ sowie fremdsprachlicher bzw. bilingualer Fachunterricht behandelt. Der gesamte Bereich der Erwachsenenbildung bleibt hiervon jedoch weitestgehend ausgeklammert.

Michael Wendt, der Jubilar, ist Romanist und hat seine Verdienste vor allem im Bereich der Didaktik des Französischen erworben. Umso überraschender ist es, dass viele der Beiträge zum Thema Mehrsprachigkeit in Europa die Rolle des Englischen unter sprachpolitischen und sprachdidaktischen Gesichtspunkten behandeln. Exemplarisch sei auf Gisèle Holtzer („Plurilinguisme et pluralité linguistique en Europe“) verwiesen, die eine zunehmende und ihrer Ansicht nach verheerend wirkende Dominanz der englischen Sprache besonders beklagt. Holtzer sieht die Sprachenvielfalt Europas durch eine Zweisprachigkeit bedroht, die auf der Beherrschung der Muttersprache plus des Englischen basiert. Nun ist die Rolle des Englischen als lingua franca der globalisierten Welt nicht wegzudiskutieren, ebenso wenig das Prestige des Englischen als sozialer Reisepass, der für den späteren Berufserfolg vielfach unerlässlich ist. Doch sollte der schulische Unterricht ihrer Meinung nach diesen Trend nicht auch noch verstärken, sondern vielmehr alle Türen offen halten, indem er sensibel macht für die sprachliche Andersheit und die Gebundenheit einer Sprache an die Menschen, die sie gebrauchen.

Holtzers Überzeugung dass die Zweisprachigkeit in Gestalt der Muttersprache plus Englisch nicht zwangsläufig der erste Schritt zur Mehrsprachigkeit im Sinne einer

Beherrschung von mindestens zwei Fremdsprachen ist, wird von anderen, empirischen Untersuchungen innerhalb des Sammelbandes gestützt (vgl. Heike Burk u.a.: „Was Studierende über Schulsprachen denken“, Willis J. Edmondson: „Was leistet die schulische Ausbildung?“). Demnach wird Mehrsprachigkeit ungleich mehr gefördert, wenn Französisch als Erstsprache gelernt wird, während ein Beginn mit Englisch eher dazu führt, dass auf das freiwillige Erlernen einer dritten Fremdsprache – sei es in der Schulzeit oder danach – verzichtet wird. Auch der Lateinunterricht hat demnach günstigere Auswirkungen auf den späteren Erwerb von Mehrsprachigkeit, obwohl er in der Schulzeit dem Lernen einer weiteren lebenden Sprache in der Regel zunächst eher entgegensteht. Andreas Nieweler („Förderung schulischer Mehrsprachigkeit durch sprachenübergreifendes Lernen“) erklärt, dass als Erstsprache geeigneter sei, weil es mit seiner deutlicher wahrnehmbaren grammatischen Strukturierung und seiner größeren Fremdheit im Vergleich zu Englisch mehr Einsicht in das Funktionieren von Sprache erfordert.

Klaus J. Vollmer dagegen glaubt, dass der Englischunterricht die Wege zur Mehrsprachigkeit dann offen lässt, wenn er von Beginn an ein Konzept des interkulturellen Lernens verfolgt, das Neugier, Lust und Interesse für andere Sprachen weckt („Englisch und Mehrsprachigkeit“). Als *lingua franca* sei Englisch für die Vermittlung interkultureller Kompetenz und „ethnographischer Fertigkeiten“ sogar besonders geeignet. Gleichwohl bleibt Vollmer skeptisch gegenüber dem Konzept des Erlernens einer globalen Varietät des Englischen statt einer räumlich und kulturell definierten Variante (meist die in Großbritannien oder in den USA gesprochene). Denn das würde das Englische auf einen reinen „Kode“ für die eigene Sprech- und Denkweise der Lerner selbst reduzieren, die Annäherung an fremde kulturelle Kontexte also gerade verhindern.

Herbert Christ („Die Konzepte Ausgangssprache und Zielsprache“) weist darauf hin, dass die Tendenz zum Englischen als Zweitsprache in unserer Gesellschaft, und damit als Dialektvariante der englischen Eigensprache, das in der Fremdsprachendidaktik lange Zeit als selbstverständlich geltende Konzept der Zielsprache in Frage stellt. Christ sieht die vertraute Dialektik von Ausgangssprache und Zielsprache auch dadurch erschüttert, dass das Konzept der konsequenten Einsprachigkeit im Sprachunterricht inzwischen an Plausibilität verloren hat, nachdem die kontrastive Sprachdidaktik, die

auf das bewusst machen von Unterschieden und Gemeinsamkeiten der Sprachen basiert, an Einfluss gewinnen konnte.

Dazu mag auch beigetragen haben, dass im Sprachunterricht an Sekundarschulen längst nicht mehr eine einheitliche Ausgangssprache vorausgesetzt werden kann. Was in der Erwachsenenbildung schon immer der Normalfall war, nämlich der unterschiedliche muttersprachliche Hintergrund der Lerner, wird als Folge zunehmender Arbeitsmigration auch im öffentlichen Schulwesen Europas immer selbstverständlicher. Einige Beitragende dieses Bandes können in dieser Entwicklung nur Positives entdecken. So hat Helene Decke-Cornill („Pluralität und sprachliche Bildung“) den traditionellen Fremdsprachenunterricht in Verdacht, den „monolingualen Habitus“ gerade auch durch das Insistieren auf dem „einsprachigen Prinzip“ paradoxerweise zu fördern. Überhaupt erkennt sie einen engen Zusammenhang zwischen der Forderung nach Einsprachigkeit und dem Nationalstaats- und Zentralisierungsgedanken, von dem Europa allzu lange besessen war. Aufgabe eines zeitgemäßen Sprachunterrichts ist nach Decke-Cornills Ansicht ein „Öffnen für die sprachliche Welt“. Ein zeitgemäßer Unterricht soll nicht nur Sprachnormen vermitteln, sondern das Sprachbewusstsein der Kinder schärfen, etwa durch die Öffnung des Unterrichts für Spracherfahrungen mit der Muttersprache der Immigrantenkinder. Das meint auch Rupprecht S. Bauer („Mehrsprachigkeit durch Spracherhalt bei Migrantenkindern“). Sein Beitrag zu dem vorliegenden Band skizziert ein Forschungsprojekt, das seine Hypothese des positiven Einflusses des muttersprachlichen Unterrichts für Migrantenkinder auf den Erwerb der Hauptunterrichtssprache empirisch belegen soll. Nieweler (s. oben) rät ebenfalls dazu, mehrsprachige Klassenzimmer zu nutzen. Der Bezug auf die Muttersprache dürfe nicht tabuisiert werden, das Paradigma vom „natürlichen“ Spracherwerb sei aufzugeben. „Kontrastive Didaktik“ lautet die zeitgemäße Losung, eine Didaktik, die Schüler für sprachliche Phänomene sensibilisiert und auf die Verzahnung von Sprachlernerfahrungen abzielt. Die meisten Beiträger dieses Bandes scheinen die These zu teilen, dass ein zeitgemäßer Sprachunterricht nicht mehr komplette fremdsprachliche Systeme zum Gegenstand haben kann, sondern das Öffnen von Sprachfenstern und die Vermittlung übertragbarer Spracherwerbstechniken.

Das lässt auch „Schnupperkurse“ sinnvoll erscheinen, die mit in schulischen Kontexten insgesamt weniger unterrichteten Sprachen wie Spanisch und Italienisch bekannt machen. Auch die Rolle der rezeptiven Sprachkompetenz wird in diesem

Zusammenhang neu überdacht, denn eine solche Sprachkompetenz sei schneller zu erreichen und könne sich auf mehr Sprachen erstrecken als eine aktive. Sie biete zudem eine gute Ausgangsbasis für den späteren Erwerb einer aktiven Sprachkompetenz. Zu diesem Ergebnis kommt jedenfalls Werner Bleyhl in seiner Untersuchung des Fremdsprachenerwerbs in der Primarstufe („Fremdsprachen in der Grundschule“). Seiner Meinung nach entwickeln sich aktive und passive Sprachkompetenz nicht parallel, wie es gängige Lehrkonzepte vorsehen, sondern die rezeptive Kompetenz geht der aktiven voraus und ist auch immer umfangreicher als diese. Das gilt für den Erwerb der Muttersprache ebenso wie für den Fremdsprachenerwerb. Die Parallelität Verstehen-Produzieren ist demnach aufzugeben und ein verstärkter Nachdruck auf den Erwerb von Wortschatz zu legen. Die Syntax sollte aus dem Wortschatz entwickelt werden, nicht umgekehrt. Damit würde sich auch die Möglichkeit eröffnen, von der kleinschrittigen, linearen Progression wegzukommen hin zu einer entdeckenden Spracherfahrung, die Raum für individuelle Lernstrategien lässt.

Sehr ähnlich begründet auch Stephan Breitbach („Wissenschaftskompetenz“) sein Eintreten für einen weiteren aktuellen Trend in der schulischen Fremdsprachendidaktik, den bilingualen Sachfachunterricht. Das Unterrichten eines wissenschaftlichen Unterrichtsfachs in einer Fremdsprache bereitet die Schüler seiner Meinung nach nicht nur auf die Anwendung der Fremdsprache in außerschulischen Situationen vor, sondern erhellt auch das kommunikative Element, das jeder Wissenschaft eigen ist und das sie gern zugunsten der Vorstellung wissenschaftlicher Objektivität unterschlägt. Fremdsprachlicher Sachfachunterricht erschüttere vermeintliche Sicherheiten und mache die Bruchstellen wissenschaftlichen Wissens sichtbar. Dies widerspricht Holtzers Beitrag (s. oben), die im bilingualen Fachunterricht ein von bloß utilitaristischen Motiven gelenktes Instrument der Elitenbildung erkennen will.

Zu den erwähnenswerten Beiträgen gehört auch die Fallstudie von Wolfgang Zydatiś, der die erfolgreiche dreisprachige Früherziehung seines offenbar äußerst sprachbegabten Sohnes schildert. Zydatiś folgert aus dem Selbstexperiment, dass erfolgreicher kindlicher Spracherwerb eng an soziale Interaktionen - wie im vorliegenden Fall solche, die sich aus dem Familienleben ergeben, - gebunden sein muss, was von der Schule in der heutigen Form allerdings kaum zu leisten sei (und wohl auch nicht in allen Familien). Er fordert, dass das öffentliche Schulwesen entsprechend reagieren muss, um den Anforderungen gerecht zu werden, die eine

mehrsprachige Umwelt an den europäischen Bürger von morgen stellt, scheint aber selbst nicht an eine zufriedenstellende Umsetzung dieser Forderung zu glauben. Das dreisprachig parlierende Kleinkind wird also wohl bis auf Weiteres die Ausnahme bleiben.